

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 49.

Berlin, Donnerstag den 24. April

1845.

### Frankreich.

#### Charakteristiken aus der Konsular-Epoche, nach Thiers.

Die Konsuln: Cambacérés, Lebrun. — Napoleon's Familie: Joseph, Lucian, Madame Bonaparte. — Die Minister: Fouqué, Talleyrand. — Die Generale: Moreau, Kleber, Desaix.

Wir geben nun, unserem Versprechen gemäß, die Charakteristiken der bedeutendsten Personen aus der Konsular-Epoche, und zwar, so weit es die uns gebotene Kürze erlaubt, meist mit Thiers' eigenen Worten.

Die Verhandlungen über die von Sieyès entworfene Constitution waren beendet, man hatte sich über die zu treffenden Abänderungen geeinigt, es war nun notwendig, das Personal für die Behörden auszuwählen, um die Theorie sogleich in der Praxis zu befestigen. Der General Bonaparte wurde auf zehn Jahre zum ersten Consul ernannt. Man kann nicht sagen, daß er gewählt wurde; die Lage der Dinge bezeichnete ihn zu klar als allein dafür geeignet. Sieyès liebte die Geschäfte wenig, noch weniger aber eine untergeordnete Stellung. Es gefiel ihm nicht, den bloßen Gehülfen des jungen Bonaparte zu spielen, und er verzichtete sogleich auf die Stelle des zweiten Consuls. Man übertrug ihm, in Verbindung mit Roger-Ducos, Cambacérés und Lebrun, die Ernennung der absoluten Majorität des Senates oder der 31 Senatoren, welche dann die noch fehlenden 29 durch Abstimmung erwählen sollten. Mit dieser Handlung beschloß er seine aktive Laufbahn; die Senats-Präsidentur und die Domaine Croone wurden ihm als Entschädigung, und zugleich als Belohnung für die dem Vaterlande erwiesenen Dienste, zuerkannt.

Zum zweiten Consul wurde Cambacérés gewählt, ein tüchtiger Jurist, der durch Kenntnisse, Klugheit und Takt sich bereits ein großes Ansehen unter den Staatsmännern jener Zeit erworben hatte. Er war damals der Justiz-Minister. Die dritte Stelle erhielt Lebrun, ein ausgezeichnete Schriftsteller und schon unter der alten Regierung als Anhänger des gemäßigten Fortschrittes bekannt. Er besaß vorzügliche Kenntnisse im Finanzwesen und war zu sanft, um unangenehmen Widerspruch befürchten zu lassen. Cambacérés konnte den General Bonaparte sehr gut in der Verwaltung der Justiz ersetzen, Lebrun ihm bei der Einrichtung des Finanzwesens vortreffliche Hülfe leisten, und Beide konnten ihn aufs vorteilhafteste unterstützen, ohne ihm irgend in den Weg zu treten. Es war unmöglich, die neue Regierung besser zusammenzusetzen.

Cambacérés erlangte auch bald das volle Vertrauen Bonaparte's, welches weder Fouqué noch Talleyrand erreichten. „Er besaß kein glänzendes Talent, aber einen scharfen Verstand und war dem ersten Consul mit unbegrenzter Hingebung zugethan. Zehn Jahre lang war sein Leben unter Proscriptionen aller Art gefährdet gewesen, nun hing er mit einer Art Zärtlichkeit an dem mächtigen Gewaltthaber, der ihm endlich die Möglichkeit gewährt hatte, ruhig zu athmen. Er liebte seine Macht, sein Genie, seine Person, von der er nur Gutes empfangen hatte und ferner zu empfangen hoffte. Weil er die Schwachheiten der Menschen, selbst der größten unter ihnen, kannte, so rieth er dem ersten Consul, wie man rathe muß, um gehört zu werden, nämlich mit der größten Redlichkeit, aber zugleich mit der sorgfältigsten Schonung, niemals um seine Weisheit leuchten zu lassen, sondern stets um einer Regierung zu nützen, die er eben so liebte als sich selbst. Oeffentlich billigte er alle und jede Handlungen derselben, nur unter vier Augen erlaubte er sich, seine Mißbilligung gegen den ersten Consul auszusprechen; er schwieg, sobald keine Hülfe mehr möglich war und die Kritik nur als eitle Tadelsucht erscheinen konnte; aber er sprach stets, und zwar mit einem Muthe, der bei einem so schwüchernen Manne nur um so mehr zu loben ist, so lange es noch Zeit war, einem Fehler vorzubeugen oder auf den allgemeinen Lauf der Geschäfte einzuwirken. Aber als müßte ein Charakter, der sich unaufhörlich sammelt, wenigstens nach einer Seite hin ausschlagen, zeigte der Consul Cambacérés seinen Untergeordneten gegenüber eine kindische Eitelkeit, lebte mit einigen Hofleuten untergeordneten Ranges, die ihm auf eine grobe Weise schmeichelten, spazierte fast täglich lächerlich aufgeputzt im Palais-Royal und suchte in der Befriedigung einer sprüchwörtlich gewordenen Feinschmeckerei ein Vergnügen, was seiner nüchtern verständigen Art zusagte.“

„Der erste Consul überließ seinem Kollegen diese Wunderlichkeiten gern und hielt sehr viel auf ihn. Er schätzte seinen überlegenen Verstand, der niemals glänzte, sondern nützen wollte, der Alles in einem gemäßigten und wahren Lichte darstellte. Er schätzte besonders die Aufrichtigkeit seiner Zu-

neigung, und gab ihm dadurch den größten Beweis seiner Achtung, daß er nur ihm allein Alles sagte, nur um sein Urtheil besorgt war. Deshalb machte sich bei ihm auch nur sein Einfluß geltend, und zwar war dieser um so größer, je weniger man ihn vermutete.“

„Der Consul Cambacérés wirkte besonders beschwichtigend auf seine Pöflichkeit gegen Personen, auf seine häßliche Thätigkeit. Während nun diese beiden Bestrebungen gegen einander liefen, indem der Eine nach einer raschen Reaction drängte, der Andere sie bekämpfte, blieb Cambacérés unbewegsam, sobald es sich um die Aufrechthaltung der Ordnung handelte; in allem Uebrigen sprach er sich stets dahin aus, daß man minder eifertig zu Werke gehen sollte. Das Ziel selbst, dem man sich hütlich zuscherte, bestritt er nicht. Er hatte nichts dagegen, daß man eines Tages dem ersten Consul alle beliebige Gewalt übertrüge; aber nur nicht zu rasch, wiederholte er ohne Unterlaß. Er wünschte überhaupt, daß man stets die Wirklichkeit dem Scheine, die wahre Macht dem äußeren Gepränge vorzöge. Ein erster Consul, der so viel Gutes thun konnte, als er wollte, war in seinen Augen mehr, als ein gekrönter, in seiner freien Thätigkeit gehinderter Fürst. Handeln und verborgen bleiben, vor Allem aber nicht zu rasch handeln, das war seine ganze Weisheit. Das ist zwar freilich nicht Genie, aber doch Klugheit; und um einen großen Staat zu gründen, bedarf man beider.“

„Cambacérés wurde dem ersten Consul nicht bloß durch den Rath eines überlegenen Verstandes nützlich, sondern auch dadurch, daß er den Senat zu lenken wußte. Der Senat besaß eine sehr große Wichtigkeit, sofern er die Personen zu allen Ämtern wählte. Anfangs hatte man ihn in gewisser Hinsicht dem Abbé Sieyès überlassen, als Entschädigung für die dem Consul Bonaparte in ihrer ganzen Ausdehnung übertragene executive Gewalt. Sieyès war freiwillig zurückgetreten und lebte auf seinem Landgute Croone, allmählig aber fing er an, sich über seine Einflußlosigkeit zu ärgern, denn wohl Jeder, der einmal eine bedeutende Stellung einnahm, bereut zu Zeiten seinen Rücktritt. Hätte er Willenskraft und Beharrlichkeit besessen, so hätte er den Senat dem ersten Consul abwendig machen können, und dann wäre nichts übrig geblieben als ein Staatsreich. Aber Cambacérés wußte sich ohne Geräusch und ohne Aufsehen in diesem Kollegium festzusetzen und den Boden einzunehmen, den die schmolgende Nachlässigkeit des Abbés ihm überließ. Man wußte, daß man durch ihn zum ersten Consul, von dem Alles abhing, gelangte, und darum wendete man sich denn auch an ihn. Er wußte das im Geheimen mit großer Kunst zu benutzen, um die Widerstrebenden zu zügeln oder unzustimmen. Das geschah aber mit solcher Discretion, daß Niemand daran dachte, sich darüber zu beklagen. In einer Zeit, wo die Ruhe zur wahren Weisheit geworden war, wo die Ruhe selbst nöthig war, um den Sinn für die echte Freiheit zu entwickeln, in einer solchen Zeit wagt man nicht, einen Mann zu tadeln oder verderblicher Bestrebungen anzuklagen, der von der einen Seite den von den Umständen eingelegten Herrn zur Mäßigung lenkte, von der anderen die Unübersichtlichkeiten einer zwecklosen, unzeitigen und unpolitischen Opposition zurückhielt.“

„Den Consul Lebrun behandelte Bonaparte mit Achtung, selbst mit Zuneigung, aber als einen Mann, der sich mit Ausnahme der Verwaltung wenig in die Geschäfte mischte. Er übertrug ihm die Aufsicht über das Finanzwesen im Einzelnen und ließ sich besonders von ihm über die Anstalten und Unternehmungen der Royalisten, von denen der dritte Consul häufig umgeben war, unterrichten. Es war ein Ohr, ein Auge, das er unter ihnen besaß, doch nahm er an dem, was von dieser Seite her kommen konnte, kein weiteres Interesse, als das der Neugier.“

Es war beschlossen worden, daß die Consuln, welche bisher, wie zuvor schon die provisorischen Consuln, im Luxembourg gewohnt hatten, sich nach den Tuilerieen übersiedeln sollten, die für diesen Zweck wohnlich eingerichtet und von den zurückgebliebenen Spuren des Konventes befreit wurden. Für den ersten Consul wurden die Zimmer des ersten Stockwerkes bestimmt, in denen die gegenwärtige königliche Familie ihre Soireen hält. Seine Frau und seine Kinder sollten unter ihm im Entresol wohnen. Die Dianen-Galerie bildete damals wie gegenwärtig den Eingang zur Wohnung des Staats-Oberhauptes. Der erste Consul ließ sie mit einer Reihe von Büsten großer Männer schmücken, in deren Auswahl sich seine vorherrschende Neigung ausdrückte; es waren Demosthenes, Alexander, Hannibal, Scipio, Brutus, Cicero, Cato, Caesar, Gustav Adolph, Turenne, Condé, Dugui-Trouin, Marlborough, Eugen, der Marschall von Sachsen, Washington, Friedrich der Große, Mirabeau,

Dugommier, Dampierre, Marceau, Zouber. Die Berühmtheiten aller Zeiten und aller Länder um sich, wie alle Parteien um seine Regierung zu vereinigen, das war die Neigung, die er bei jeder Gelegenheit kund zu geben liebte.

Dem Konsul Lebrun wurde der Flora-Pavillon angewiesen. Cambacères, der dem Range nach über Lebrun stand, mochte nicht in diesen Königspalast ziehen. Der kluge Mann, vielleicht der einzige in jener Zeit, der durchaus unbefangene Ansicht wahrte, sagte zu seinem Kollegen Lebrun: Es ist ein Fehler, uns in die Tuilerien einzuquartieren; das kommt uns nicht zu, und ich für meinen Theil ziehe nicht hinein. Der General Bonaparte wird bald allein darin wohnen wollen, und dann müssen wir heraus spazieren. Also ist's besser, gar nicht erst hineinzugehen. Er ließ sich demnach ein schönes Haus auf dem Carrousselplatz anweisen und hat es so lange behalten als Napoleon die Herrschaft.

Der Einzug geschah am 19. Februar 1800 mit großem Gepränge. Vorauf gingen die disponibeln Regimenter, geführt von Lannes, Murat und Bessières; dann folgten in meist geliebten Wagen die Minister, der Staatsrath und die übrigen Würdenträger; endlich die Konsula in einer schönen mit sechs Pferden bespannten Karosse. Es waren die sechs Schimmel, welche Napoleon bei Gelegenheit des Friedens von Campo Formio vom deutschen Kaiser zum Geschenk erhalten hatte; auch der prächtige Säbel, den er an diesem Tage trug, war ein Geschenk desselben Fürsten. Nach dem Einzuge hielt der erste Konsul eine Musterung der versammelten Truppen und ließ sich darauf das Beamtenpersonal der verschiedenen Ministerien vorstellen; ein Bankett in den Tuilerien und bei den Ministern beschloß die Feierlichkeit.

Den Dienst des Palastes besorgten ein Staatsrath, der ehemalige Minister des Innern, Benezec, und die Adjutanten. Alle vierzehn Tage, am 2ten und 17ten jedes Monats, empfing der erste Konsul das diplomatische Corps; einmal in jeder Dekade, an verschiedenen Tagen und zu bestimmten Stunden, empfing er die Senatoren, die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, des Tribunats und des Cassationshofes. Alle fünf Tage besichtigte er die Regimenter, welche durch Paris nach den Gränzen marschirten. Hier zeigte er sich den Truppen und dem zusammenströmenden Volke. Seine magere, bleiche, über das Pferd gebeugte Gestalt machte einen großen Eindruck durch eine ernste und traurige Schönheit und durch einen Anschein von Kränklichkeit, über die man sich sehr zu beunruhigen anfing, denn niemals hatte man die Erhaltung eines Mannes so sehnlich gewünscht, als damals die seinige.

„Napoleon hatte vier Brüder, Joseph, Lucian, Ludwig und Hieronymus. Nur die beiden ersten übten damals einigen Einfluß. Joseph, der Älteste von allen, hatte die Tochter eines reichen Kaufman's aus Marseille geheiratet. Er war sanft, ziemlich fein, von angenehmem Wesen, und wurde seinem Bruder am wenigsten lästig. Der erste Konsul hatte ihm die Ehre zugebracht, für die Republik den Frieden mit den Staaten der alten und der neuen Welt zu verhandeln, und suchte ihm auf diese Weise eine Stelle zuzutheilen, welche den Franzosen angenehm wäre. Lucian, damals Minister des Innern, war ein Mann von Geist, aber veränderlich, unruhig, unfügig, und besaß zwar Talent, aber nicht hinreichend, um das zu ersetzen, was ihm an Verständigkeit fehlte. Alle Beide schmeichelten der Neigung des ersten Konsuls, sich auf die höchste Stufe zu erheben, und solches aus leicht begreiflichen Gründen. Das Genie und der Ruhm des ersten Konsuls waren Dinge, die ihm persönlich angehörten: nur Eine Eigenschaft hätte sich auf seine Familie übertragen lassen: die Fürstwürde nämlich, wenn er sie eines Tages angenommen und der Würde des ersten Beamten der Republik vorgezogen hätte. Seine Brüder gehörten zu denen, die ohne Rückhalt aussprachen, daß die gegenwärtige Regierungsform nur ein Uebergang sey, um die revolutionären Vorurtheile zu schonen, daß man aber einen Entschluß fassen, daß man, um wirklich zu einem dauernden Zustande zu gelangen, die Gewalt mehr konzentriren und besessenen müsse. Die Folgerungen aus alledem lassen sich leicht ziehen. Der erste Konsul hatte bekanntlich keine Kinder, und das war denen, die bereits an die Verwandlung der Republik in eine Monarchie dachten, sehr unbequem. Es ließ sich freilich nicht wohl voraussetzen, daß man Lust haben würde, die Gewalt in der Familie eines kinderlosen Mannes erblich zu machen. Konnte also auch später die Kinderlosigkeit Bonaparte's für seine Brüder zum persönlichen Vortheil ausgeschlagen, so stand sie doch jetzt ihren Plänen im Wege, und sie warfen der Madame Bonaparte das Unglück, dessen Ursache sie ihr Schuld gaben, häufig vor. Im eifersüchtigen Streben nach Einfluß waren sie mit ihr zerfallen und hatten sie wenig bei ihrem Gemahle geschont, und verfolgten sie denn auch persönlich mit ihren Plänen, indem sie unaufhörlich und ziemlich laut wiederholten, daß der erste Konsul durchaus eine Frau haben müsse, die ihn mit Kindern erfreue, daß dies nicht ein Privat-, sondern Staatsinteresse sey, und daß man nothwendig darüber zu einem Entschlusse kommen müsse, wenn man die Ruhe Frankreichs sichern wolle. Sie sorgten dafür, daß ihr diese Reden, aus denen sie das traurigste Schicksal ahnen konnte, auch von Anderen fleißig wiederholt wurden. So war die scheinbar so glückliche Gemahlin des ersten Konsuls in diesem Augenblicke doch weit entfernt, es wirklich zu seyn.

„Josephine Bonaparte, früher mit dem Grafen von Beauharnais, darauf mit dem jungen Generale, welcher den Konvent am 13. Vendemiaire gerettet hatte, verheiratet, und jetzt mit ihm zu einer Stellung erhoben, die einem Throne zu ähneln begann, war von Geburt Kreolin und besaß alle die Liebenswürdigkeit und alle die Fehler, welche den Frauen von dieser Herkunft gewöhnlich sind. Gutmüthig, freigebig und eitel, nicht schön, aber fein und außerordentlich reizend, wußte sie mehr als andere Frauen zu gefallen, welche ihr an Geist und Schönheit überlegen waren. Als Napoleon aus Aegypten zurückkehrte, wurde ihm ihre ungenirte Lebensweise mit schwarzen Farben dar-

gestellt und erfüllte ihn mit dem heftigsten Zorne. Er wollte sich von einer Gattin trennen, die er mit Recht oder Unrecht für schuldig hielt. Sie weinte lange Zeit zu seinen Füßen; ihre beiden Kinder, Hortensia und Eugen von Beauharnais, welche Bonaparte beide sehr lieb hatte, weinten ebenfalls: er wurde besetzt und durch eine eheliche Zärtlichkeit, die lange Jahre bei ihm mächtiger war, als die Politik, wieder versöhnt. Er vergaß die wahren oder erdichteten Fehlritte Issephiniens und liebte sie noch, aber nicht mehr so als in den ersten Jahren ihrer Ehe. Ihre unbegrenzte Freigebigkeit und die Unflugheiten, zu denen sie sich täglich hinreißen ließ, verursachten häufige Ausbrüche seines Zornes, deren er nicht immer Herr werden konnte; aber er verzicht mit der Güte der glücklichen Gewalt, und konnte einer Frau nicht lange zürnen, welche die ersten Augenblicke seiner aufsteigenden Größe getheilt, welche das Glück mit ihr gebracht zu haben schien, als sie einst sich neben ihn gesetzt hatte. (Fortsetzung folgt.)

## Afrika.

### Eine Jagd auf entlaufene Neger, auf Isle de Bourbon.

(Fortsetzung.)

#### III.

Die Neger, die wir in unserer Begleitung hatten, waren während Maurice's Erzählung eingeschlafen. Jetzt wachten sie auf und zündeten ein großes Feuer an, dem sie immer näher und näher rückten, als wollten sie sich braten. Sie kauerten vor der Flamme nieder und rösteten sich mit einer Wonne, die uns Nordländern unbekannt ist, denn die tropische Hitze ist bei ihnen ein nothwendiger Lebensreiz.

„Ich erinnerte mich also jenes Zusammentreffens“, fuhr Maurice fort, „und nahm mir vor, genau Acht zu geben, ob ich den alten Schwarzen mit weißem Paar wiederfinden würde. Wir hatten nicht lange gewartet, als wir einen Kiesel von Fels zu Fels hüpfen hörten, und wie er in den Bach fiel, der zu unseren Füßen rollte, waren wir Alle auf den Beinen. Jeder suchte nun seinerseits den Abhang zu erklimmen; dazu mußte man aber sich hier an Lianen halten, dort das Knie auf einen spitzen Stein setzen, mit dem Ellenbogen sich auf wurmförmige Wurzeln stützen, die, wenn sie brachen, Einen unfehlbar in die Tiefe stürzten. Dann aber hilft keine Vorsicht; man riß sich an Dornen die Hände blutig, schindet sich die Füße und das Gesicht, reißt eine ganze Lage von kleinen Steinen mit sich und muß sich glücklich schätzen, wenn man im Fallen von einem festen Baumstamm aufgehalten wird und, wieder zu Athem kommend, die Ueberzeugung gewinnt, daß man zwanzig Klaster herabgeglitten ist. Damals langweilte mich das mühsame Klettern; ich wandte mich darum rechts, um irgend einen Pfad zu entdecken, und fand kleine Stege, die unfehlbar von wilden Thieren herrührten. Ich lief, sprang vorwärts, ich fühlte mich kaum mehr. Plötzlich trat ich aus dem dunkeln Schatten des Waldes in das helle Sonnenlicht. Mein Herz pochte, weil ich zu rasch gelaufen war und — weil ich vor der Palmen-Ebene stand, nämlich vor dem Lager der flüchtigen Neger.

„Um diese Stunde, dachte ich bei mir selbst, müssen die Räuber schlafen; meine Gefährten werden noch ankommen, ehe sie sich kampffertig machen können. Wir sind sicher, sie zu erreichen. Wie ich weiter durch das Gehölz schleiche und mit Vorsicht die Wurzeln entferne, die ausdrücklich, um die Darübergehenden fallen zu machen, in einander geflochten schienen, falle ich mit meinem Knie auf ein spitzes Holz und fühle einen so lebhaften Schmerz, daß ich stehen bleiben muß. Die Neger nämlich spitzen Stäbe zu, die sie am Feuer erhärten, und pflanzen sie längs der Wege auf, die in ihre Lager führen, und wenn diese verstopfte Erfindung ihre Verfolger auch nicht aufhält, so zwingt sie sie doch, vorsichtig zu gehen, und schützt so die Flüchtlinge vor einem plötzlichen Angriff. Ein Mensch, ein Weiser, der ein Gewehr auf seiner Schulter trägt, soll sich kampfesunfähig machen lassen von ein paar Linien eines Stücker Holz, das ihm in den Fuß dringt! Ja, vielleicht bleibt er sein Leben lang ein Krüppel und muß vor seinen Sklaven den Fuß nachschleppen, die in ihrem Käfig lachen und zu denken scheinen: „Wenn ich mich retten werde, du wirst mich nicht fangen!“ — Meine Wunde blutete stark; ich verband sie mit dem Schnupstuch, rieb mir das Knie mit Branntwein und ging nicht weiter. Ich hätte sogar viel darum gegeben, wenn ich einen Schritt weniger gemacht hätte. Dann, ich weiß nicht, ob mir die Ohren vom Schmerze klangen, aber mir war, als hörte ich neben mir lachen. Ich horchte hin — eine Stimme, die mir nicht ganz unbekannt vorkam, sprach und entfernte sich im Sprechen. Ich lade mein Gewehr, stecke einen Stein zu mir und wage mich an den Saum des Waldes. Was ich auf der Hochebene sah, meine Herren, schien mir ein Traum. Denken Sie sich an zwanzig Schwarze rings unter Palmbäumen liegen, die einen ganz nackt, die anderen mit einem Lappen bedeckt, der an einer Schulter geknüpft ist, einige mit einem Hute ohne Krempe und einer Jacke ohne Aermel, andere in Pantalons, denen ein Bein fehlte. Die Meisten hielten Stöcke in der Hand, die wie Streitkolben geformt waren oder in eine eiserne Spitze ausliefen, Manche hatten auch scharfe Messer in ihren Gürteln. Diejenigen, welche sich mit Lappen von gestohlenen Kleidern bedeckt hatten, sahen erbärmlich aus, wogegen die Nackten wenigstens wie Wilde erschienen; denn der Schwarze ist in seine Farbe gekleidet. Es waren da Neger von verschiedenen Stämmen; den alten Malgassen aber, den ich suchte, bemerkte ich nicht unter der Bande.

„Die Entlaufenen mußten eben ihre Mahlzeit zu sich genommen haben, denn ich sah noch kleine Aschentraufen, unter denen wahrscheinlich Bananen

und Pataten geröstet worden waren. Alle diese von Strapazen abgemagerten Sklaven erkaufte sich mit tausend Gefahren eine oft unzureichende Nahrung, irrten in den Wäldern umher, wie geheftes Wild, waren aus allen vier Himmelsgegenden der Insel zusammengelaufen, nachdem sie aus zehn verschiedenen Punkten der afrikanischen Küste dorthin geschleppt worden waren, und hatten alle nur einen Gedanken, und dieser Gedanke gab ihnen Muth, ihr trauriges Daseyn zu ertragen: sie waren frei von der Arbeit und fühlten sich glücklich. Mich kam die Lust an, sie aus ihrer Faulenzerei ein wenig aufzuschrecken und mein Gewehr auf die Bande loszubrühen; aber ein durchdringender Pfiff erweckte sie, wie ein Zauber. Sie sprangen auf, griffen nach ihren Keulen und wechselten mit einem kleinen untersehten Malaien, der die Bande zu führen schien, einige Zeichen. Ich zielte nach ihm, als er eben aufstand, aber er machte eine höhnende Bewegung; die Kugel war vor seinen Ohren vorbeigepfiffen, ohne ihn zu berühren. Ehe ich meine Flinte zum zweiten Male laden konnte, hatten sich die Neger, wie eine Herde Ziegen, nach allen Richtungen hin zerstreut. Aber die Kreolen hatten den Wald besetzt und machten Menschen, der nicht rasch genug gewesen war, zum Gefangenen. Man schickte die Eingekerkerten unter Bedeckung ins Gefängniß und kam überein, den Rest der Bande bis in seine letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Ich war zu aufgeregt, um an meine Wunde zu denken, und beschloß, die Campagne bis zu Ende mitzumachen.

„Es kostete einige Mühe, die Gefangenen zu entwaschen, denn sie vertheidigten sich, wie die großen afrikanischen Affen, mit Steinen und Holzstämmen. „Wo ist Quinola?“ fragte ein Kreole einen alten Neger, der einen Kolbenstoß vor die Stirn bekommen hatte. — „Ich weiß es nicht“, antwortete dieser. — „Wann hast du ihn gesehen?“ — „Es ist noch nicht lange her.“ Und als wir uns mit Erstaunen ansahen, fügte er hinzu: „Quinola ist nicht todt; er will nicht auf der Insel sterben.“

## IV.

„Quinola war ein Malgache“, fuhr Maurice fort und schüttete die Asche aus seiner Pfeife, „und die Leute aus Madagaskar mögen nicht fern von ihrer Heimat sterben, denn das Sterben ist für sie eine höchst wichtige Sache, die nicht so an jedem Tag und in jedem Lande abgemacht werden kann. Sobald ein Kranker die Augen geschlossen hat, umringen die Verwandten seine Hütte und schießen vom Abend bis zum Morgen aus ihren Flinten, um die bösen Geister zu verschrecken, die etwa den Körper wegzutragen könnten. Am anderen Tage zieht man dem Leichnam seine besten Kleider an, thut ihn in einen Sarg und begräbt ihn außerhalb des Dorfes. Wenn er reich ist, so bringt man ihn mit großem Pomp zu seinen Ahnen, die ihn in einem Erbegräbniß erwarten, in welchem sie auf Bahren von kostbarem Holze der Reihe nach liegen. Gehört er keiner ausgezeichneten Familie an, so baut man über dem Grabe eine Hütte und hängt vor derselben die Hörner der während der Krankheit und in der Todesstunde geopfertem Rinder auf. Sie glauben, daß der Todte die Gestalt eines bösen Geistes annehmen und denen, die ihn gekannt haben, im Traume erscheinen und zu ihnen sprechen kann. Wir haben Sklaven aus Madagaskar, die mit den Abgeschiedenen in Verbindung stehen, und wenn sie diesen Umgang lange hegen, so werden sie trübsinnig, bekommen das Heimweh und sterben in der Hoffnung, zu denen zu gelangen, die sie gerufen haben. Auch behaupten sie, daß ein Todter zuweilen in Gestalt eines Thieres oder einer Pflanze wieder zu leben anfange; so viel wenigstens ist sicher, daß man auf dem Grabe eines durch seine Grausamkeit berühmten Häuptlings eine Schlange gesehen hat, und alle Sklavenhändler bestätigten, daß in der Bai von Antongil, nahe am Hafen Choiseul, im Lande der Antavarten, auf der Stelle, wo ein anderer durch seine Güte bekannter Häuptling begraben liegt, ein prächtiger Baum gewachsen ist, der viel kleine wohlriechende Früchte trägt und seine Aeste ausbreitet, wie ein segnender Priester seine Arme. Es giebt noch viele andere sehr merkwürdige Dinge auf dieser Insel, wo an zwanzig verschiedene Völkerschaften wohnen, die einen dumm und wild, die anderen klug und bildungsfähig, jene mit wolligem Haar, wie die Kaffern, diese mit langem, wie die Hindu's in Pondichery. Schade nur, daß man sich so schwer an das dortige Klima gewöhnen kann. Aber das Land der Schwarzen kann nicht für die Weißen passen, und Sie sehen, auch die Schwarzen mögen nicht unter uns leben und suchen sich Plätze nach ihrem Geschmack auf unserer Insel. Die Palmen-Ebene, aus der wir sie damals vertrieben, wäre für sie ein Paradies geworden, wenn man sie dort in Frieden hätte leben lassen. Als sie aus ihrer ersten Position vertrieben waren, suchten sie sich einen höheren sichereren Punkt und hofften wahrscheinlich, daß wir uns durch die Beschwerlichkeit der Expedition von der weiteren Verfolgung würden abschrecken lassen. Wir aber verfolgten sie, während sie von allen Seiten flohen, ruhig und in der besten Ordnung, schlugen uns durch alle Gebüsche und durchsuchten Pöhlwege und Bergkessel.

„Wir hatten uns in einen Kreis geordnet und zwangen, so vorrückend, die Neger, sich in einem Gehölze wieder zu sammeln. Hier aber glitten sie uns durch die Hände und ließen sich einen Abhang hinunter, an dessen Fuße ein Bach floß. Wir, ohne zu wissen, wohin diese Treibjagd noch führen würde, setzten ihnen nach. Je mehr wir vorrückten, desto mehr vergrößerte sich unsere Muth und unsere Kräfte, und je weniger wir erwarten konnten, die Entsprungenen zu fangen, desto gerathener wurde es, auf sie zu schießen. Der Malaie, der das Oberhaupt der Bande schien, war am meisten in Gefahr, getödtet zu werden. Auf der ganzen Insel fürchtete man ihn wegen seiner Wildheit und Grausamkeit. Er war, der Nordbrennerei überführt, aus dem Gefängniß entflohen und lebte als echter Bandit, der nichts mehr zu schonen hat. Contre-

bandirende Sklavenhändler, die im Verdacht der Seeräuberei standen, hatten ihn in die Kolonie gebracht, wo er viele blutige Erzeffe verübte. Seine Farbe, die brauner war als die seiner Gefährten, verrieth ihn in dem Dunkel, das die anderen verbarg; aber die unglaubliche Behendigkeit seiner Bewegungen und sein rascher Lauf schützten ihn vor den Gefahren, denen er sich, wie zum Vergnügen, aussetzte.

„Die Neger waren unten am Flusse angekommen und eilten, darüber zu setzen, ehe wir ihnen den Weg versperren konnten. Ein alter Baumstamm diente ihnen als Brücke, aber der Baum war wurmfressig. Deshalb konnten sie nur Einer nach dem Anderen hinüber und waren in Gefahr, daß er brach. Jenseits des Flusses war ebenfalls eine Felswand, die mit ungeheuren Farrenkräutern bewachsen war, hinter welchen die Neger verschwanden. Der Malaie war der erste am anderen Ufer, lief aber nicht weiter, sondern erwartete seine Freunde, wie es schien. Die Anderen wurden noch einmal so besend, als sie drüben angekommen waren, so ermutigte sie das Gefühl der wiedergewonnenen Sicherheit. Wir gaben Feuer, obgleich aus weiter Ferne, und bei dem Knall, den die Echo's der Felsen mehrfach wiederholten, sahen wir den, der eben über dem Abgrund schwebte, zittern und wanken; aber der Vogel, den man im Fluge auf eine zu große Entfernung schießt, schüttelt seine Flügel wohl, weil ihn ein Schrecken ergreift, dann aber erhebt er sich mit neuem Schwunge, ohne auch nur eine Feder fallen zu lassen.

„Während die Einen von den Unrigen aus der Höhe nach ihnen schossen, ließen die Anderen so rasch als möglich durch das Buschwerk, um die Flüchtigen noch diesseits des Flusses zu erreichen. Diese waren durch die Vorsicht, mit der sie den Uebergang bewerkstelligen mußten, aufgehalten worden und konnten, da sie einestheils von unseren Schüssen gejagt wurden, anderentheils nicht wußten, ob nicht der eine oder andere verzögerte Kamerade noch nachkomme, die Brücke nicht abbrechen. Wir benutzten den Vortheil, ordneten uns rasch, und uns voran ging ein alter Kreole, ein guter Jäger, der besser als irgendwer die Gebirgspfade kannte. Er hatte es speziell auf den Teufel von Malaien abgesehen, der ihm bei der letzten Räuberei seine Gewürznelken total zerstört hatte, und wir bestritten ihm Keiner das Recht, sich persönlich zu rächen, wenn er Gelegenheit dazu fände.

„Das Gebrüll der Schwarzen hallte durch den Wald, aber wir sahen keinen Einzigen mehr. Der alte Jäger schwang sich kühn auf die Brücke und hielt sich mit seinem Gewehr im Gleichgewicht. Er hatte mit seinen langen Beinen bald den fauligen Baumstamm durchgemessen, und schon setzte ein Anderer an, ihm zu folgen, als ein gewaltiger Stoß die morsche Brücke traf und mit Getöse in den Abgrund hinabwarf. Der Malaie, der sich im Farrenkraute verborgen hielt, hatte mit aller Kraft nach dem Baumstamme geworfen, aber ein wenig zu spät, denn der Kreole konnte noch ans Ufer springen, ehe die Brücke unter ihm wich. Als er hinüber war, faßte er den Malaien, und es entspann sich unter ihnen ein furchterlicher Kampf. „Schießt, schießt, ihr Anderen“, schrie der Kreole, „ich bin unten.“ Aber bei dem Rauschen des Stromes hörten wir seine Worte nicht genau, und in dem hohen Grase unterschieden wir nichts, als daß sich zwei Ringer wüthend hin- und herwarfen. Wir schwankten, Feuer zu geben; Jeder forderte seinen Nachbar auf, zu schließen, und Keiner wagte, zu diesem außerordentlichen Mittel zu greifen. Endlich hörten wir einen so durchdringenden Schrei, daß mein Vater sich entschloß, auf den Kopf des Malaien anzulegen, sobald er ihn nur würde unterscheiden können. Zweimal richtete er den Lauf seiner Flinte, immer blaß und zitternd; aber die Kugel entfloß, und ein schenflisches Gebrüll war die Antwort. Ohne Zweifel war der Malaie verwundet; wir sahen ihn in die Höhe springen und mit den Zähnen den Arm seines Gegners erfassen, um dessen Beine die feinsten Schlingen und ihn an den Rand des Abhanges schleppen. Mein Vater zerbrach wüthend sein Gewehr, und mir vergingen bei diesem schrecklichen Austritte die Sinne.

„Als ich die Augen wieder öffnete, sah ich meine Gefährten sich über den Abgrund hinüberneigen, ohne ein Wort zu sprechen. Auch unten vernahm man nichts als das Zischen des schäumenden Wassers. Noch blieben wir einige Zeit stehen, wie um unserem gefallenem Gefährten Lebewohl zu sagen, dann traten wir schweigend den Rückweg an. Wir hatten an dem gefallenem Kreolen einen braven Kameraden verloren, einen von den alten Kreolen von St. Benoit, die tagelang auf der Insel umherschweiften, hier fischend, da jagend, dort Blumen pflügend.

„Mit geschwollenem Bein und unter heftigen Schmerzen hinkte ich dem Dorfe zu. Vor mir ging mein Vater. Er begegnete unserem Nachbar, einem Kaffeepflanzer, der sechs Schwarze, große Felder und eine blonde, weiße Tochter von vierzehn Jahren hatte. Sie sprachen eifrig mit einander, und als ich nahe kam, sagte mein Vater mit trauriger Miene zu mir: „Maurice, du kennst doch den Malgachen, den unser Freund am Bord der „Diana“ gekauft hat?“ — „Wohl“, erwiderte ich, „es war ein Gefährte des Unrigen.“ — „Nun, derselbe ist unter die Negerbande gelaufen, und ich wette, daß mein Casar mit ihm ist!“

„Wir beschleunigten unsere Schritte; wenn man über ein Unglück in Ungewissheit ist, beeilt man sich, die Wahrheit zu erfahren. Die Thür der Casa war verschlossen; wir riefen nach Casar, unserem Malgachen, aber Casar antwortete nicht. Wir liefen durch den Garten, aber Alles schien so öde und wüß, als wären die Bewohner einen Monat lang entfernt gewesen. Mein Vater ging ins Dorf, um Erkundigungen einzuziehen, und ich, ohne zu wissen, was ich that, ging hinunter an den Strand, wo die „Diana“ angelegt hatte, setzte mich ans Meer und weinte. — Casar hatte mein einstiges Vermögen mit in die Berge genommen!“

(Schluß folgt.)

## England.

Besuch einer Engländerin in einem ägyptischen Harem.<sup>\*)</sup>

Das Harem des ehemaligen Gouverneurs von Kairo, Habib-Efendi's, ist nicht nach der gewöhnlichen ägyptischen Sitte auf das erste und zweite Stockwerk des Hauses beschränkt, sondern bildet ein getrenntes, von der Wohnung des männlichen Personals abgesonderies Gebäude. Nachdem wir eine geräumige, mit Marmor gepflasterte Halle durchschritten hatten, kam uns die älteste Tochter des Efendi entgegen, die mich nach orientalischer Art grüßte, indem sie ihre Lippen und Stirn mit der rechten Hand berührte. Sie bestand darauf, mir mein Reithabit selbst abzunehmen, obgleich sie von Sklaven umringt war. Dieses ist ein Zeichen ungewöhnlicher Herablassung; in den Häusern der Mittelklassen ist es zwar in der Ordnung, da die Frauen ihren weiblichen Gästen stets behüßlich sind, sich ihrer Reithgewänder zu entledigen, aber in den vornehmen Harems wird dieser Dienst in der Regel den Sklaven überlassen und nur dann von einem Mitgliede der Familie verrichtet, wenn man den Gast besonders auszeichnen will. Sobald also jene Dame mein Oberkleid abgenommen hatte, gab sie es einer aufwartenden Sklavin, die es in ein kostbares rosafarbenes und mit Gold durchwirktes Kaschmir-Tuch legte und nach einem anderen Zimmer trug. Dieses geschieht in der Absicht, einen kurzen Aufschub zu veranlassen, um den Gästen später noch einige Erfrischungen anbieten zu können, wenn sie im Begriff sind, sich zu empfehlen. Meine neue Freundin führte mich hierauf nach dem Divan, wo sie mir einen Sitz neben dem Ehrenplatz anwies, der ihrer Mutter, einer leiblichen Cousine des verstorbenen Sultans Mahmud, vorbehalten war, welche bald nachher eintrat und mich herzlich willkommen hieß. Ihr zunächst folgte ihre zweite Tochter, die mich gleichfalls mit vieler Höflichkeit begrüßte und auf die anmuthigste Weise die Zufriedenheit ausdrückte, die ihr mein Besuch gewähre. Sie war mit größerer Pracht gekleidet als ihre Schwester, und ich will daher ihr Kostüm beschreiben. Auf dem Kopfe trug sie ein dunkelfarbiges Tuch, das zum Theil ihre Stirn beschattete und rechts mit einer Diamantnadel in der Form eines Zweiges befestigt war. Die Nadel bestand aus großen, prachtvollen Brillanten und hatte eine Länge von wenigstens fünf Zoll. Oben auf der linken Seite des Kopfes befand sich ein Knoten oder eine Schleife von Diamanten, durch welche ein Lodenbüschel gezogen war, den ich, seiner Lage nach, für künstlich hielt; ihr Tarbusch hatte die gewöhnliche blau-seidene Troddel, die jedoch getheilt war und von beiden Seiten herabhängt. Die Jacke und die Beinkleider waren von einem dunklen gebläuten Stoffe, der in Indien fabrizirt wird; um den Leib trug sie einen großen, kostbaren Kaschmir-Shawl, und ihren Hals schmückten mehrere Reihen Perlen, die in Zwischenräumen mit Goldklugeln eingefast waren. In einem Punkte war sie auf eine häßliche Weise entkeilt; sie hatte sich nämlich die Augenbrauen mit Käl bemalen lassen und sie vermittelst dieser schwarzen Schminke zu einem breiten Bogen vereinigt. Dieser Gebrauch ist hier bei den Frauen aller Stände vorherrschend; einige legen den Käl mit vieler Zartheit auf, indem sie die Augenbrauen sowohl als die Augen damit ansprechen, aber die Dame, von der hier die Rede ist, hatte das Maß so sehr überschritten, daß ihre Züge dadurch jedes natürlichen Ausdrucks beraubt wurden.

Eine Anzahl weißer Sklavinnen stand in einem Halbkreise vor uns und empfing von anderen, die im Vorzimmer warteten, silberne Präsentirteller mit Glasküßeln voll Konfekt. In jeder Schüssel lagen drei Löffel, und in jedem Löffel befanden sich zwei Stücke Konfekt. Auf diese folgte sogleich der Kaffee, der ebenfalls auf silbernen Präsentirtellern herumgereicht wurde; die kleinen Porzellantassen ruhten wie gewöhnlich auf Untertassen, welche die Form von Eierbechern hatten, aber nicht, wie in geringeren Häusern, einfach oder von silberner Zilligran-Arbeit, sondern reich mit Diamanten verziert waren. Nach diesen Erfrischungen folgte eine kurze Pause, worauf zwei Sklavinnen das Sorbet in zierlichen Tassen von geschnittenem Glas hereinbrachten, und sobald wir, nach hiesiger Sitte, zwei Drittel unserer Tasse ausgetrunken hatten, näherte sich eine andere Sklavin, um sie aus unseren Händen in Empfang zu nehmen und zugleich ein weißes gesticktes Tuch zu überreichen, welches dazu bestimmt ist, sich den Mund abzuwischen; es würde aber einen nicht geringen Mangel an Lebensart verrathen, wenn man mehr thäte, als nur das Tuch mit den Lippen zu berühren. Die Heiterkeit und gute Laune, die in diesem Familienzirkel herrschte, war höchst bemerkenswerth und nahm während des ganzen Besuchs mein lebhaftes Interesse in Anspruch. Alles, was ich von den Sitten und dem Charakter der orientalischen Frauen, sowohl bei Habib-Efendi als anderswo, bemerkt habe, überzeugt mich von dem schlagenden Kontrast, der zwischen dem häuslichen Leben des Orients und dem ganzen Wesen der europäischen Gesellschaft obwaltet.

Nachdem ich das Haus besehen hatte, stiegen wir die Treppe hinab, indem die zweite Tochter Habib-Efendi's den Arm um meinen Nacken schlang, und so betraten wir von neuem das Zimmer, wo man mich zuerst auf eine so freundliche Weise empfing. Als ich mich zum Gehen anschickte, nahm die ältere Tochter mein Reithabit aus den Händen einer Sklavin entgegen und war im Begriff, es mir umzuwerfen, wurde aber von ihrer Schwester daran verhindert. „Du hast es abgenommen“, sagte diese, „ich muß es wieder anlegen.“ — Die ältere Dame willigte theilweis ein, indem sie selbst die

Sabarab behielt, so daß sie mich Beide anzusehen halfen. Nach dem üblichen Gruße drückten sie mir dann die Hand, küßten meine Wange und sagten mir Lebewohl.

## Mannigfaltiges.

— Ein Trauerspiel von Gonzalez Bravo. Staatsmann und Dramatiker sollen einander die Hand reichen in der Belehrung des Volkes. Wahrscheinlich hat zur Ehre dieses Grundsatzes Don Gonzalez Bravo, der einstmalige spanische Premier-Minister und gegenwärtige Botschafter der Königin Isabella am Hofe zu Lissabon, der Dichter herrlicher Lieder, der schönsten Andaluzadas und der Toros del puerto, sein Drama: *Asi el amor vengas sus engravios!*<sup>\*)</sup> geschrieben. Denn aus Beruf zum Bühnendichter that er es nicht. So wenigstens war die Meinung des Madrider Publikums, das sechs ganze Stunden, bald zischend, bald pfeifend, bald lachend, bei dem langweiligen oder, wie die Journale sagten, blutausaugenden Stücke ausharrte. Die Spanier nämlich sind verwöhnt in Sachen des Theaters. Sie haben ihre 120 lebenden Bühnendichter, und allein im vorigen Jahre sind in Madrid zweihundert neue Stücke, meist Originalien, über die Bühne gegangen und neunundzwanzig neue Schauspielstücke aufgetaucht.

Der Held in Bravo's Drama ist eine Heldin, Doña Clara, Marquise von Palma. An irgend einem schönen Sommerabend des sechzehnten Jahrhunderts läßt sie sich von ihrem ungestümen, siebzehnjährigen Herzen hinreißen, ihrem Geliebten, Don Pedro de Figueroa, den Schlüssel zu der Gitterthür ihres Gartens zu überlassen. Zu dieser Bequemlichkeit für den Ritter kommt auch noch diejenige, daß der Vormund der Braut, der obligate „Bartholo“ aller spanischen Stücke, für immer sein wachsameres Auge schließt. Dies sind die Ereignisse des ersten Aktes. Im zweiten erscheint Clara, zum Schrecken aller Zuschauer, die ihr bereits im Herzen zu dem frühen Seligen ihres heißesten Wunsches gratulirt hatten, als Nonne in einer Klosterzelle, wo sie sehr viel weint. Don Pedro nämlich war von einem Nebenbuhler, Alvaro de Mendoza, im Zweikampf erschossen worden. Man weiß aber, was es zu bedeuten hat, wenn in einem fünftägigen Stücke eine von den Hauptpersonen gleich zu Anfang erschossen wird, und in der That erscheint Don Pedro, von seiner gefährlichen Wunde hergestellt, wieder unter den Lebenden. Der würdige Ehemann versteht sich nicht auf raffinierte Frömmigkeit und meint, Donna Clara, die vor dem Himmel die Seinige sey, könne, wenn er lebe, nicht des Himmels Braut bleiben. Nach einigem Schwanken bekennt sich die Nonne zu derselben Ansicht und gewährt dem Ritter den Eintritt in die Zelle, wie ehemals den in das Haus ihres Vormundes. Die Abtissin schöpft Verdacht, Don Pedro kommt wieder, und Clara spricht mit ihm über die Mittel zur Flucht, aber so lange und gründlich, daß am Ende ihrer Tirade das ganze Kloster an die Thür der Zelle pocht. Der schöne muthige Ritter verbirgt sich in einer Art Truhe. Als ihn aber die Doña nach überstandener Gefahr wieder herauslassen will, findet sie ihn erstikt, wie einen Sperling unter der Glocke einer Luftpumpe. Neben dem Schmerze bemächtigt sich der unglücklichen Clara ein schrecklicher Groll gegen Alvaro de Mendoza, denn durch ihn war sie Nonne geworden, er also trug auch die Schuld vom Tode ihres Gemahls. Sie schwört, sich blutig zu rächen, und nach langen Mühen gelingt es ihr, Alvaro in ihre Zelle zu locken. Hier vergiftet sie endlich ihn und sich selbst. Diese Hauptereignisse werden noch von vielen bunten, lärmenden Szenen durchkreuzt, aber weder Tänze, noch politische Anspielungen vermochten das Publikum mit der verzerrten Tragik der Hauptpersonen auszuföhnen. Ja, *asi el buen gusto vengas sus engravios!* so rächt der gute Geschmack seine Verletzungen.

— Französische Musterwaaren in Großbritannien. Die englische Regierung hat auf der letzten französischen Gewerbeausstellung viele durch Geschmac und Kunstfertigkeit ausgezeichnete Erzeugnisse ankaufen lassen, die jetzt die Kunde durch England und Schottland machen, um an den Fabriorten denjenigen, welche die jetzigen gewerblichen Leistungen der Franzosen kennen lernen wollen, gezeigt zu werden. Hiernach hatten französische Gegner der Gewerbeausstellung allerdings Recht, wenn sie behaupteten, letztere sey mehr dem Auslande als ihnen selbst von Nutzen. Nicht allein waren von allen Ländern die Fabrikanten in Paris zusammengeströmt, um sich mit dem gegenwärtigen Standpunkte der französischen Industrie bekannt zu machen, sondern es ist auch auf der Musterausstellung selbst das Beste ausgewählt worden, um es anderwärts zu Ruh und Frommen umherzuschicken. Zuletzt befand sich der englische Musteranlauf in Glasgow, und eine schottische Zeitung, the Scottish Guardian, berichtet ausführlich darüber. England und Frankreich können gegenseitig viel von einander lernen; aber während die Engländer hauptsächlich in mechanischen und massenhaften Dingen Meister sind, zeichnen sich die Franzosen in Sachen des Geschmades und der Form aus. Unter den nach England gekommenen Mustern befanden sich auch Glaswaaren und irdenes Geschirre, die doch von den englischen Fabriken in Massen auch für das Ausland geliefert werden, aber die schottische Zeitung giebt zu, daß selbst ein gewöhnlicher Krug von Beauvais-Steingut der Form nach das Vollkommenste seiner Art sey. Natürlich haben sich die reichen Bronze- und Krystallwaaren eines noch größeren Beifalls zu erfreuen. Ganz besonders werden jedoch die Musterzeichnungen der Teppiche und der seidnen Tapeten bewundert.

\*) Aus: The Englishwoman in Egypt. Vergl. Nr. 12 des Magazins.

\*) So rächt die Liebe ihre Verletzungen!